

Überall zu Hause, nirgends daheim

Der Arbeitsmarkt verlangt Flexibilität von den Menschen – und die Bereitschaft, häufiger und in entferntere Orte umzuziehen. Das hat Folgen, vor allem für die Kinder. Auf die Frage „Was ist Heimat?“ wissen sie oft keine Antwort

■ SILKE PFERSDORF

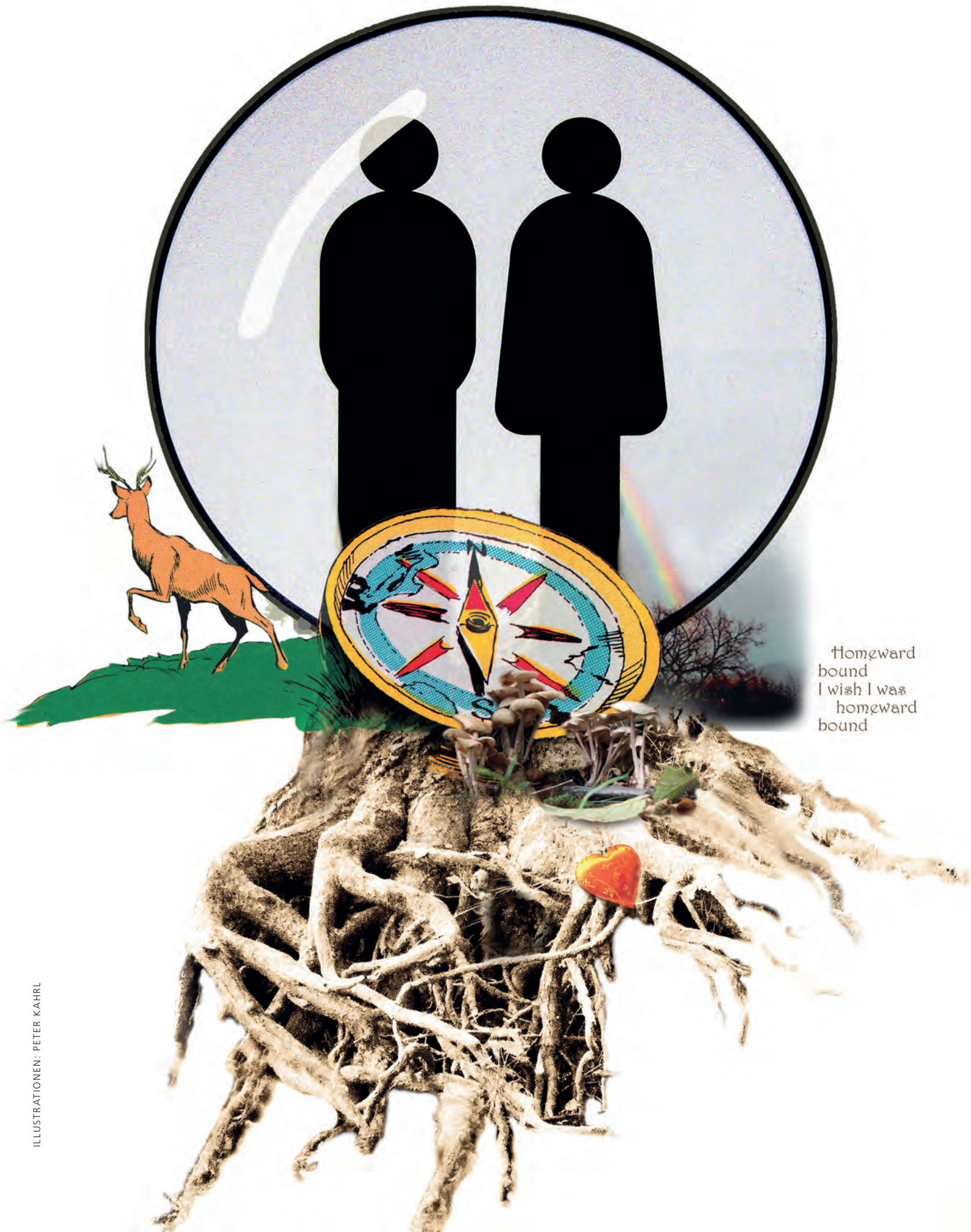
Tiefgrüne Wälder, weite Wiesen, sanfte Hügel. Schön war der Ausblick über die pfälzische Landschaft an jenem Maimorgen, doch Thomas Lindner bewegte beim Ausflug mit seinem Regensburger Arbeitskollegen Matthias Fuhrmann, 27, deutlich mehr: „Hier ist meine Heimat, hier gehöre ich hin“, seufzte der Elektrotechniker Lindner gerührt. Fuhrmann schwieg nachdenklich. „Ich habe Thomas einfach nur beneidet“, erinnert er sich später. „Mir wurde klar: So etwas werde ich nie sagen können – Heimatgefühle kenne ich nicht.“ Als Vierjähriger war der gebürtige Schweizer mit seinen Eltern nach New York gezogen, als Zehnjähriger von New York nach Frankreich, fünf Jahre später wurde sein Vater nach Deutschland versetzt. „Mein Zuhause ist, wo ich gerade mit meiner Frau und meinem einjährigen Sohn wohne“, sagt er. „Aber Heimat ist wohl etwas anderes.“

Auch Stefanie Ludwig, 27, aus Stuttgart, die mit ihrer Familie 9 Jahre lang an immer andere Orte zog, an die ihr Vater für einen Elektronikkonzern versetzt wurde, verwirrt die Frage nach ihrer Heimat: „Ich werde manchmal richtig eifersüchtig, wenn sich meine Kommilitonen am Wochenende mit Freunden treffen, die sie seit 20 Jahren kennen.“ In Stefanies Studentenbude hängen der Union Jack und die argentinische Flagge aus ihren Jugendtagen in Manchester und Buenos Aires, auch an ihre Grundschuljahre in Kairo und die Kindergartenzeit in Indonesien erinnert sie sich sehnsuchtsvoll. „Die Frage, wo meine Heimat eigentlich ist“, gibt Stefanie Ludwig zu, „treibt mich um, seit wir vor acht Jahren wieder nach Deutschland zurückkehrten.“

Während immerhin fast 44 Prozent der Deutschen lebenslang in ihrem Geburtsort oder aber in dessen unmittelbarer Nähe wohnen bleiben wollen, er-

wartet der Arbeitsmarkt verstärkt Flexibilität von den Menschen – und die Bereitschaft, womöglich häufiger und in entferntere Orte umzuziehen. Immer mehr Unternehmen entsenden ihre führenden Mitarbeiter an Standorte in anderen Ländern und Kontinenten. Ihre Familien ziehen selbstverständlich mit. Nach Tokio, Buenos Aires, Kapstadt oder wohin auch immer der Job sie verschlägt. Die Zahl ins Ausland ziehender Deutscher verdoppelte sich laut Bundesamt für Statistik zwischen 1991 und 2011. Da 60 Prozent aller Entsandten Familie haben, schnellte auch die Zahl der ins Ausland mitziehenden Kinder stetig an. Für den Amerikaner Matthew Neigh sind sie „die am schnellsten wachsende Bevölkerungsgruppe der heutigen Welt“, für seinen Kollegen Ted Ward schlicht „die Prototypen des einundzwanzigsten Jahrhunderts“.

Bereits in den 1950er Jahren haben die Sozialwissenschaftler John und Ruth



Homeward
bound
I wish I was
homeward
bound

Wir müssen ein Gefühl der Zugehörigkeit entwickeln:

mein Haus, mein Sofa, meine Uhr – Minimumorte für die Bodenhaftung

Hill Useem den Namen geprägt, unter dem die neue Generation im Zeitalter der Globalisierung neugierig von Wissenschaftlern beäugt wird: *third culture kids*, Drittkulturkinder – weil sie weder eindeutig ihrer eigenen noch der Kultur ihrer Gastländer gehören. Sandwichkinder der besonderen Art also: überall und doch nirgends zu Hause. Sie kennen die Metropolen der Erde, sind ans Kommen und Gehen der Menschen um sie herum gewöhnt. Nur den Ort, der 56 Prozent aller Deutschen laut einer Umfrage wichtiger denn je ist, scheinen sie nicht mehr zu finden: Heimat.

Eltern ins Ausland zieht, auf die Jahre, „in denen die Identität, die Beziehungen zu anderen Menschen und die Weltsicht des Kindes auf grundlegende Weise geprägt werden“. Zwischen fünf und zehn, während der sogenannten Latenzzeit, wird laut Ethnopsychanalytiker Mario Erdheim festgelegt, wie „man sich bewegt und verhält, welche Speisen man gut findet und vor welchen man sich zu ekeln hat, mit welchen Kindern man spielen darf und mit welchen nicht“. Anders gesagt: Wir lernen, wer wir sind – und was uns von anderen unterscheidet. 45 Prozent aller Kinder, deren Eltern ins

Kindheit entwickeln, scheint den kleinen Weltbürgern das Bewusstsein dafür verlorenzugehen. „Schon die Frage ‚Woher kommst du?‘ habe ich immer gemisst“, gesteht Stefanie Ludwig. „Alle erwarten, dass man dann einen Ort nennt. Aber welchen hätte ich da angeben können? Ich fühlte mich immer als Teil von allem, aber nicht als Bestandteil eines Landes, einer Region.“ Gleichzeitig spüren die Heranwachsenden, dass sie sich in diesem Punkt deutlich von anderen unterscheiden. „Viele von uns verbinden das eher mit einem Defizit“, ist Therese Dudeck überzeugt, die mit ihrem Vater, einem Entwicklungshelfer, zwischen dem fünften und elften Lebensjahr in Mali lebte. Inzwischen schreibt die Psychologin an der Universität Gießen ihre Diplomarbeit über die *third culture kids*.

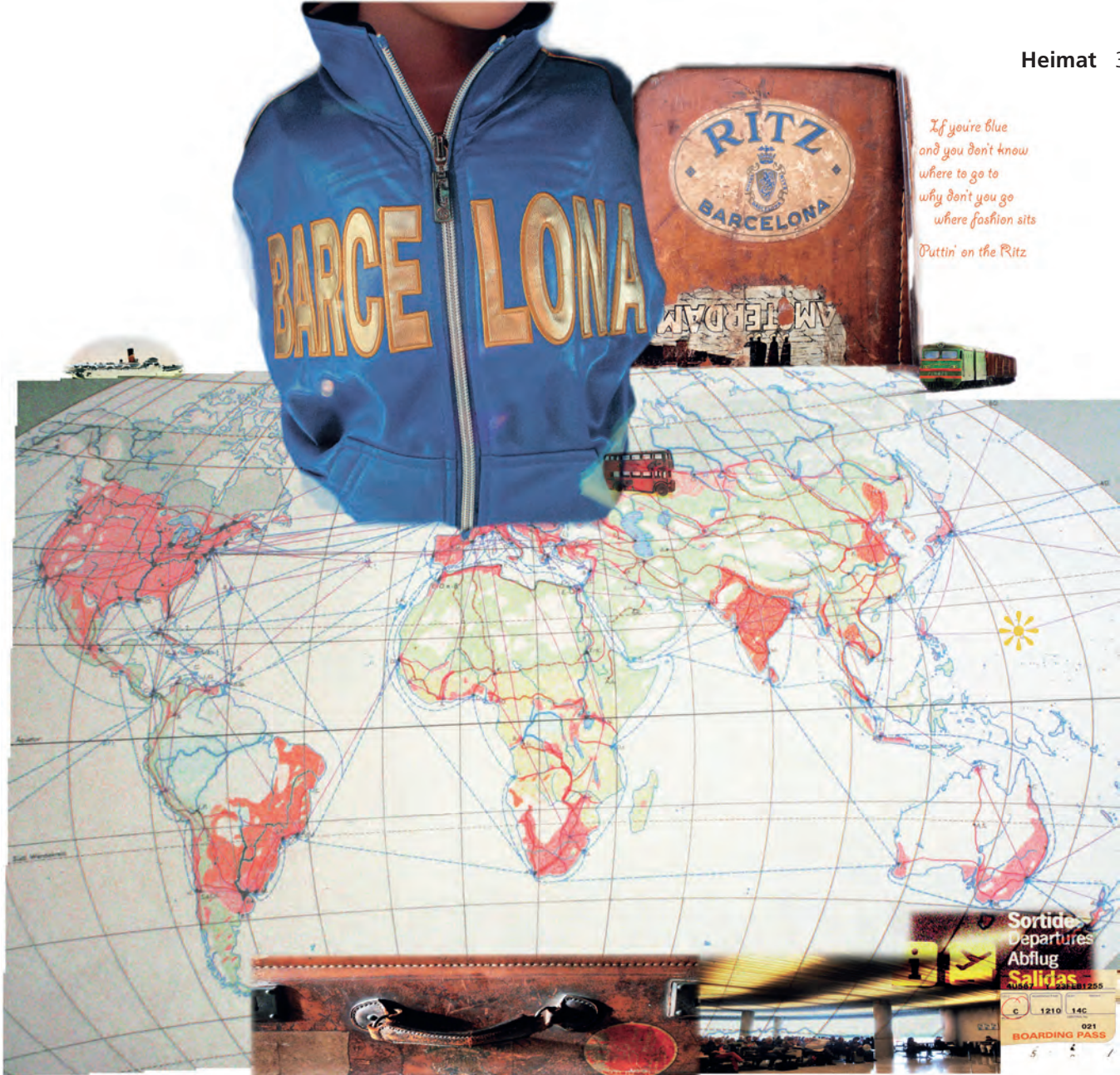
Auch Eltern, die selbst erst als Erwachsene im Ausland lebten, werden mit dem fehlenden Heimatgefühl ihrer Kinder oft völlig unvermutet konfrontiert. „Neulich fragte mich meine neunjährige Tochter Sophia: Was ist Heimat?“, erzählt Gordana McNamara, die in einem schwäbischen Haushalt aufwuchs, als Erwachsene zum Studium erst nach New York und schließlich nach Kapstadt zog, deren Kinder Viviana und Sophia die deutsche Schule besuchen und in den Ferien die deutsche Oma. „Ich habe zweifelt nach einer Übersetzung gesucht, die sie hätte verstehen können, aber das, was Heimat im Deutschen bedeutet, gibt es in anderen Sprachen einfach nicht. Schließlich habe ich gesagt: Da, wo du zu Hause bist.“ Die zehnjährige Sophie Boltze, deren Eltern vor rund 15 Jahren für Thyssen-Krupp nach Tokio zogen, deren Umfeld ein multikulturelles Ge-



Bei jungen Menschen, die mit ihren Familien alle paar Jahre in eine neue Fremde ziehen, ist das vielleicht verständlich; doch der amerikanische Soziologieprofessor David Pollock stellte in über 20 Jahre andauernden Studien der *third culture kids* Verblüffendes fest: Sogar Kinder, die gerade mal ein Jahr lang im Ausland gelebt hatten und dann in ihr Geburtsland zurückgekehrt waren, schienen sich damit oft nicht mehr wirklich identifizieren zu können. Die Erklärung dafür fand Pollock in der Entwicklungspsychologie: Es kommt auf das Alter an, in dem ein Kind mit seinen

Ausland versetzt werden, sind zwischen fünf und zwölf Jahre alt; die meisten von ihnen erwischen also genau das Zeitfenster, in dem sich ihre Identität und ihre Werte bilden.

Theodor Fontanes bekannter Ausspruch, nach dem uns „erst die Fremde lehrt, was wir an der Heimat besitzen“, gilt damit nur noch bedingt; während Erwachsene, die ihre Kinder- und Jugendjahre in ihrem Ursprungsland verbracht haben, sich oft gerade im Ausland ihrer Heimat und damit auch ihrer Identität bewusst werden oder sogar Sehnsucht nach der vertrauten Region ihrer



*If you're blue
and you don't know
where to go to
why don't you go
where fashion sits
Puttin' on the Ritz*

misch aus Hamburger Familie, englischer Schule und japanischer Metropole ist, sieht Heimat nach längerem Überlegen einfach dort, „wo ich am meisten bin oder am längsten war“.

Heimat ist für sie alle kein Ort mehr, sondern eine Momentaufnahme, ein Zustand. Der Ort, an dem man gerade mit Eltern und Geschwistern lebt, wo das rote Erbschaftssofa steht. Oder wo – wie bei Familie Zaumseil, die in 22 Jahren in sechs verschiedenen Ländern lebte, bevor die Eltern 2006 mit ihren vier Kindern nach Düsseldorf zurückkehrten – die Uhr an der Wand hängt, die die Familie durch alle Umzüge, in alle Welt begleitete. Der kleinste gemeinsame Nenner aller möglichen Heimaten.

Die Welt rückt nah und näher, aber Heimat zieht sich beleidigt zurück, wird

ein nicht recht zu fassendes Etwas. „Der Prozess, den wir mit Globalisierung bezeichnen, ist tatsächlich ein doppelter“, schrieb der Sozialwissenschaftler Ralf Dahrendorf. „Während bestimmte wirtschaftliche Tätigkeiten immer weitere Räume zu ihrer Entfaltung brauchen und dabei jede Bodenhaftung verlieren, suchen Menschen immer kleinere Räume, in denen sie sich zu Hause fühlen und ein Gefühl der Zugehörigkeit entwickeln können.“ Räume, die helfen, die große Unbekannte dingfest zu machen: mein Haus, mein Sofa, meine Uhr. Minimumorte sozusagen.

Darüber muss niemand mitleidig den Kopf schütteln – denn strenggenommen ist Heimat auch für Daheimgebliebene eher ein Zustand als ein Ort; nur ist dieser Zustand in den meisten Lebensläu-

fen zufällig an einen Ort gebunden. Heimatgefühl bedeutet, Vertrauen zu seiner Umgebung zu haben, sich sicher zu fühlen mit den Dingen und Menschen, die einen umgeben. Ein Gefühl, sich fast schlafwandlerisch zurechtzufinden in seinem Umfeld, die dortigen Spielregeln zu beherrschen. So beschreibt die Kulturanthropologin Ina-Maria Greverus Heimat als Ort des „Kennens, Gekannt- und Anerkanntseins“, und schon beim Dichter Christian Morgenstern hieß es: „Nicht da ist man daheim, wo man seinen Wohnsitz hat, sondern wo man verstanden wird.“

Dieses Heimatkonzept findet im Leben der globalisierten Weltenbummler nur auf den ersten Blick keine rechte Entsprechung – tatsächlich jedoch gibt es überraschenderweise auch für die Ge-

Eine Heimat finden in Zeiten der Globalisierung:

Für manche eine lebenslange, anstrengende Aufgabe

neration der jungen Heimatlosen Orte, an denen sie sich zu Hause, aufgehoben, verstanden und sicher fühlen: Flughäfen, Hotels, internationale Schulen. Da, wo die Welt sich trifft, wo sich Menschen mit dem gleichen Erfahrungshorizont begegnen, wo sich Durchreisende zwischen Ankommen und Abschied tummeln. Wo die Welt zusammenrückt, sich bündelt. „Ich habe nach meiner Kindheit im Ausland begriffen: Die Welt ist mein Zuhause“, sagt Patricia Elsässer, die heute an einer internationalen Schule arbeitet und beim Netzwerk „MK-Care“ deutsche Missionarskinder betreut. „Und dann begann ich, die Welt zu mir zu holen. Auch deshalb arbeite ich als Lehrerin an einer internationalen Schule. Meinen Brüdern geht es ähnlich: Beide wohnen in der Nähe eines Flughafens, die brauchen das.“

Ein Muster, das die jungen Nomaden dieser Welt zu verbinden scheint: Nach einer Studie an erwachsenen amerikanischen *third culture kids* sind 80 Prozent von ihnen auch nach ihrem Studium innerlich ständig auf dem Sprung und äußerst mobil, 80 Prozent erhalten sich ein internationales Umfeld, 60 Prozent heiraten Partner, die ebenfalls Auslandserfahrungen haben. „Das Wechselnde, die Veränderung wird zur Vertrauten“, beschreibt es Nina Richter, die ihre Jugendjahre hauptsächlich in Japan verbrachte. Aber bis zu dieser Erkenntnis war es für sie ein weiter Weg: In Tokio noch war sie überzeugt, dass ihre Heimat wohl Deutschland sein müsse – schließlich stammte ihre Familie von dort, sie selbst war dort geboren, die Kinder und Lehrer an ihrer deutschen Schu-

le sprachen ihre Sprache, und außerdem schaute sie Filme von Astrid Lindgren, las den Struwwelpeter und öffnete jeden Tag im Dezember stets ein Türchen in ihrem Adventskalender, bevor Weihnachten ein waschechter Christbaum in der guten Stube stand; als sie jedoch als Teenager nach Hamburg zurückzog, hatte sie das Gefühl, in der Fremde gelandet zu sein: „In der Post versuchte ich, mit Yen zu bezahlen, war völlig überfordert mit der Situation.“ Auf der Suche nach Heimat reiste sie Jahre später schließlich nach Japan zurück – und fand sich ebenso wenig zurecht: „Plötzlich war ich auch dort nur noch ein Tourist.“ Sie konnte gerade noch ein paar Kinderlieder auf Japanisch und im Restaurant ihr Essen bestellen. „Zuhause“, resümierte sie, „fühlt sich anders an“. Auch Richter landete im internationalen Ambiente, in der Metaheimat: als Leiterin der englischen Sprachschule „Wall Street Institute“ in Bremen.

„Gerade weil die Gesellschaft mehr Mobilität und Flexibilität fordert, wird das Verlangen nach Heimat immer größer“, glaubt der Greifswalder Sozialpsychologe Edzard Glitsch. Dabei ist es eigentlich auch die Heimat selbst, die sich ausgebreitet hat: Das Heimatgefühl in Zeiten der Globalisierung scheint längst eine Menge Gegensätze zu vereinen: Vertrautes im Fremden, Größe im Kleinen. Es lebt – nur nicht unbedingt da, wo man es vermutet. Heimat ist eben ein Puzzlespiel: „Wir bilden eher ein Patchwork an Identität aus, aber unsere Sprache sieht kein Wort dafür vor, dass es mehrere Heimaten geben kann“, er-



klärt die Psychologin und Heimatforscherin Professor Beate Mitzscherlich von der Hochschule Zwickau. Das bedeutet zwangsläufig, dass uns Weltbürgern Heimat als Ort des Vertrauens, der Sicherheit, des sattsam Bekannten nicht unbedingt in die Wiege gelegt wird – sondern dass wir uns Heimat schaffen können, indem wir uns neue Orte mit fremden Menschen, ungewohnten Gegebenheiten erschließen. Das, vermutet Mitzscherlich, wird zur lebenslangen Aufgabe, die uns ungeheuer fordern wird – und manchen vielleicht auch überfordert. „Ein altes Sprichwort sagt: Es braucht ein Dorf, um ein Kind aufzuziehen“, sagt Mitzscherlich. „Aber was ist, wenn man die ganze Zeit von Dorf zu Dorf zieht?“

Neulich begleitete Gordana McNamara eine Freundin zu deren Familienaufstellung. Auch Gordana bekam eine Rolle – ausgerechnet sie sollte die Heimat spielen: „Erst dachte ich: Ausgerechnet – und konnte damit so gar nichts anfangen“, erinnert sie sich. „Aber dann habe ich tatsächlich etwas gefühlt: Etwas mit ungeheurer Weite. Mütterlich fast, allumfassend. Ein einziger Ort jedenfalls war es nicht.“

PH